

Inhalt

I. Vorgeschichte(n):

Grenzland und Begegnungsraum in der Vormoderne

1. Anfänge 7
2. Kelten, Germanen und Römer 11
3. Franken und Sachsen 16
4. Grenzziehungen: Politik und Herrschaft 22
5. Grenzüberschreitungen: Wirtschaft und Kultur 29

II. Preußens «wilder Westen»:

Westfalen und das Rheinland 1815–1945

1. Preußen und seine Westprovinzen 37
2. Integration durch Verwaltung 41
3. Industrialisierung und Integration:
Die Entstehung des «rheinisch-westfälischen
Industriegebiets» 47
4. Streit um das Erbe der Französischen Revolution 53
5. Konflikte um Staat und Kirche 58
6. Regionale Identitäten und nationales Gefühl 62

III. Das Land Nordrhein-Westfalen seit 1946

1. Aufbruch aus Ruinen: Die Gründung des Landes 67
2. «Lokomotive des Wiederaufbaus»
und «soziales Gewissen» der Bundesrepublik
(1946–1958) 75
3. Wohlstandsgesellschaft und Krisenbewusstsein:
Die Ära Meyers (1958–1966) 86
4. Aufbruchstimmung: Die Ära Kühn (1966–1978) 96
5. «Tief im Westen ist es besser, als man glaubt»:
Die Ära Rau (1978–1998) 107
6. Unterwegs ins 21. Jahrhundert:
Von Rau zu Rüttgers 117

Literaturhinweise	124
Register	126
Karten	128

I. Vorgeschichte(n): Grenzland und Begegnungsraum in der Vormoderne

I. Anfänge

Die Geschichte Nordrhein-Westfalens ist die Geschichte der dort lebenden Menschen. Doch wann beginnt sie? Was verband Raum und Menschen – oder besser, wie fühlten die Menschen sich welchem Raum verbunden?

Im Jahr 1856 entdeckten Arbeiter eines Steinbruchs im Neandertal der Düssel, nicht allzu weit von der etwa 30 Kilometer weiter östlich verlaufenden Grenze zwischen den preußischen Provinzen Rheinland und Westfalen, Teile eines versteinerten Skeletts. Ein ortsansässiger Lehrer erkannte darin die Überreste eines Urzeitmenschen. Von den Zeitgenossen kam jedoch vielfach Widerspruch. Einige sahen in den Knochen die eines Holländers, manche die eines mongolischen Kosaken, andere wieder die eines zugewanderten Kelten – jedenfalls nicht die eines Einheimischen. Die Zeit des Skelettfunds im Neandertal war eine Zeit des wachsenden deutschen Nationalismus, mit dem auch ein Wachsen von rheinischem und westfälischem Regionalbewusstsein einherging. Das Skelett mit dem flachen Schädel und den dicken Knochenwülsten über den Augen, von einem Zeitgenossen sogar für das eines «modernen Idioten» gehalten, passte nicht in das Bild, das sich viele von der eigenen Vorgeschichte machten. Heute ist dagegen nicht mehr umstritten, dass es sich bei dem ungefähr 80 000 Jahre alten Fund aus dem Neandertal um einen der frühesten Belege für menschliche Existenz auf dem Gebiet des heutigen Nordrhein-Westfalen handelt.

War der Neandertaler der erste Nordrhein-Westfale? Sicher nicht. Raumbezogene Identität kann zwei Ursachen haben. Sie kann als Zugehörigkeit zu einem räumlich abgegrenzten Herrschaftsverband bestimmt sein. Und sie kann in der subjektiven Identifikation mit einem Gebiet, einer Landschaft, einem Raum

wurzeln. Selbst heute ist es fraglich, ob die Menschen zwischen Maas und Weser, zwischen Aachen und Paderborn Mitglieder eines territorialen Herrschaftsverbandes sind. Denn alle Einwohner Nordrhein-Westfalens sind rechtlich gesehen zunächst einmal Bürger der Bundesrepublik Deutschland. Immerhin ist heute aber eine subjektive Identifikation mit dem Land Nordrhein-Westfalen möglich. Dasselbe gilt freilich auch für die Identifikation mit dem Wohnort oder der Heimatregion, mit der Nation oder mit Europa.

Womit identifizierte sich der Neandertaler? Wir wissen es nicht. Vermutlich waren seine primären Identifikationsobjekte seine Familie und sein Clan. Weil verstorbene Neandertaler mit Grabbeigaben bestattet wurden, kann man annehmen, dass die Loyalität auch über den Kreis der lebenden Stammesmitglieder hinausging. Im Zusammenhang damit ist ebenso ein Ahnenkult, also eine Traditionsbildung wahrscheinlich.

Die Konstruktion historischer Traditionen wird auch in Nordrhein-Westfalen seit dessen Gründung betrieben. Der erste Ministerpräsident des Landes, Rudolf Amelunxen, sprach in seiner Regierungserklärung 1946 von der langen Geschichte eines «nordrhein-westfälischen Volkes». Die Geschichte dieses Volkes verlegte er zwar immerhin nicht bis in die Urzeit zurück, und er vereinnahmte den Neandertaler auch nicht als Urvater des Landes Nordrhein-Westfalen. Allerdings konstruierte er eine gemeinsame Geschichte Westfalens und des Rheinlands seit spätestens dem frühen Mittelalter. Die beiden Regionen hätten eine «gesegnete Landschaft gebildet, die Jahrhunderte hindurch Hüterin edelster Werte des deutschen Geistes und der abendländischen Kultur» gewesen sei. «Die Menschen an Rhein und Ruhr» seien spätestens seit der «heiligen Hildegard» von Bingen «immer freiheitsliebende Menschen gewesen, kultivierte, zivilisierte Leute, die bei ihrer hohen Achtung vor Würde und Wert des Menschen jede unnötige Beschränkung der persönlichen Freiheit, den Drill, Kommissgeist und Terror verachtet und wie die Pest gehasst haben».

Es gibt viele weitere Beispiele für solche Traditionsbildungen, auch in fachhistorischer Literatur, zum Teil sogar bis heute. Ge-

schichtskonstruktionen dieser Art mag man zustimmen, oder man mag sie ablehnen. Aber natürlich entsprach es nicht dem Selbstverständnis derjenigen, die vor 1946 auf dem Gebiet des späteren Landes Nordrhein-Westfalen lebten, sie als Vorläufer einer gemeinsamen Landesidentität zu vereinnahmen. Für die Mehrheit der Menschen vor der Industrialisierung, die fest in dörfliche Gemeinschaften integriert war, waren lokale Bezüge am wichtigsten. Aber auch die kleinen mobilen Eliten der vorindustriellen Gesellschaft hatten keinen Bezug zu einem Raum, der nur annähernd die Grenzen von Nordrhein-Westfalen gehabt hätte. Dabei gab es eine Vielzahl von Objekten der Identifikation: Sprache, Religion, politische Verbände, Siedlungs- und Herrschaftsformen. Bezüge auf lokale, regionale und überregionale Identitäten bestanden nebeneinanderher. Oft standen sie – wie heute – auch in Konkurrenz zueinander.

Die Vorgeschichte des Raumes, aus dem nach 1815 die preußischen Provinzen Rheinland und Westfalen wurden und aus dem noch später Nordrhein-Westfalen entstand, ist deshalb eher eine Vielzahl von Vorgeschichten. Einige dieser Vorgeschichten handeln von der Ziehung von Grenzen – politischen Grenzen, Sprachgrenzen, Konfessionsgrenzen. Andere handeln aber auch von Begegnungen, von kulturellem und wirtschaftlichem Austausch.

Die erste dieser Begegnungen fand zwischen Neandertaler und *homo sapiens* statt. Die ersten anatomisch modernen Menschen wanderten, wahrscheinlich aus dem Osten kommend, vor etwa 30 000 Jahren ein. Früher wurde angenommen, dass die Neandertaler von den Neuankömmlingen in kurzer Zeit verdrängt wurden. Nach neueren archäologischen Grabungen und Datierungen scheinen beide Gruppen eher Tausende von Jahren nebeneinanderher gelebt zu haben. Warum diese Koexistenz schließlich ein Ende fand, wissen wir nicht. Dass der Neandertaler durch den *homo sapiens* ausgerottet oder ausgehungert wurde, ist möglich, aber ebenso Spekulation wie die neuere These einer Vermischung von beiden.

Die Neandertaler wie auch die ersten Vertreter des *homo sapiens* waren Nomaden, die den von ihnen gejagten Tierherden

hinterherzogen. Sesshaft wurden die Menschen im Raum des späteren Nordrhein-Westfalen erst gegen 4500 v. Chr., als sie vom Jagen und Sammeln zum Ackerbau übergingen. Dieser Übergang zur Landwirtschaft erfolgte offenbar unter dem Einfluss der frühesten Hochkulturen im Nahen Osten. Denn nicht alle Pflanzen, die nun angebaut wurden – verschiedene Weizenarten, Erbsen, Linsen –, waren vorher schon heimisch. Auch Ziege und Schaf, die ersten Haus- und Nutztiere der Menschen, hatte es zuvor in Mitteleuropa nicht gegeben. Sie müssen in einem langsamen Prozess des Kulturtransfers, vielleicht auch wieder verbunden mit Zuwanderung, den Weg aus Vorderasien gefunden haben.

Mit der Sesshaftigkeit hinterließen die Menschen wesentlich deutlichere Spuren, als die flüchtige Existenz der nomadischen Lebensweise es getan hat. Die ersten dauerhaften Siedlungen auf den fruchtbaren Lössböden der Hellwegzone, also dem südlichen Ruhrgebiet, und der Kölner Bucht bestanden aus hölzernen Langhäusern, die ungefähr sechs Meter breit und bis zu 40 Meter lang waren. Die Häuser waren geteilt in einen Wohnbereich, einen Wirtschaftstrakt für das Vieh und einen Speicher. Ihre Bewohner benutzten unter anderem eine Art Spindeln, um Tierwolle zu Kleidung zu verarbeiten. Den rundum laufenden Verzierungen ihrer Tongefäße verdanken sie den Namen, mit dem sie heute bezeichnet werden: Bandkeramiker. Ihnen folgten eine Reihe weiterer Kulturen, die ebenfalls meist nach charakteristischen Eigenarten ihrer Keramik oder Werkzeuge benannt sind.

Die Einführung der Landwirtschaft war eine Revolutionierung der menschlichen Lebensweise, die in ihrer Tragweite nur mit der Industrialisierung zu vergleichen ist. Weniger einschneidend, aber doch bedeutungsvoll ist der Beginn der Metallverarbeitung gewesen. Am Rhein setzte die Bronzezeit um 1500 v. Chr. ein. Allerdings geschah das nicht überall gleich schnell und umfassend. Im Süden, am Mittelrhein und zum Teil noch bis in die Kölner Bucht hinein wurden Metallwerkzeuge früher und mehr benutzt als am Niederrhein und rechts des Flusses. Damit wird in archäologischen Funden eine unterschiedliche

Entwicklung fassbar, die sich um Christi Geburt schließlich auch in den ersten schriftlichen Quellen niederschlägt.

2. Kelten, Germanen und Römer

In Julius Caesars «Gallischem Krieg» ist die Rede davon, dass die von ihm unterworfenen einheimischen Stämme im heutigen Frankreich und Belgien über stadttähnliche *oppida* verfügten, in denen ihre Fürsten residierten. Solche *oppida* gab es auch in dem von den Treverern bewohnten Trierer Land südlich der Eifel. Bei den nördlich der Eifel siedelnden Eburonen fehlten sie dagegen. Die Grabbeigaben, so der archäologische Befund, waren hier, wie auch rechts des Rheins, zudem um einiges dürftiger als weiter im Süden oder im Westen. Das Gebiet des heutigen Nordrhein-Westfalen scheint demnach zur Zeit des römischen Eindringens in die Region vergleichsweise unterentwickelt gewesen zu sein.

Bei Caesar findet sich auch eine Bemerkung, die zum Ansatzpunkt einer Interpretation dieser relativen Unterentwicklung aus kulturellen oder ethnischen Differenzen geworden ist: Die Eburonen bezeichnete er nämlich als «linksrheinische Germanen» (*germani cisrhenani*). Der höhere Entwicklungsstand der Gallier einschließlich der Treverer würde sich demnach aus ihrer keltischen Herkunft erklären. Am Niederrhein und im heutigen Westfalen hätten dagegen die Repräsentanten eines ganz anderen Kulturkreises oder Volkes, eben die Germanen, gesiedelt.

Abgesehen davon, dass diese Interpretation im 19. und frühen 20. Jahrhundert für die Legende eines deutsch-französischen Gegensatzes schon in der Antike erhalten musste, ist sie allerdings auch aus anderen Gründen in ihrer holzschnittartigen Schärfe etwas fragwürdig. Sicherlich lag die Region vor der Ankunft der Römer im Grenzbereich zwischen zwei Kulturen, die beide nach den ersten Fundstellen ihrer charakteristischen Artefakte benannt sind: der aus dem Norden stammenden «germanischen» Jastorf-Kultur und der vom Südwesten ausstrahlenden «keltischen» Latène-Kultur. Diese Grenze war aber ziemlich diffus. Einerseits behaupteten die Treverer, die nach dem archä-

ologischen Befund recht eindeutig zu den Kelten gehörten, später selbst, germanischer Abkunft zu sein. Andererseits ging der Name der von Caesar als germanisch bezeichneten Eburonen auf den keltischen Namen für Eibe, Eburo, zurück. Die Eburonen benutzten auch Produkte des keltischen Kulturkreises. Das taten zum Teil sogar die «Germanen» rechts des Rheins, vor allem an der Sieg.

Erst das Eingreifen der Römer hat anstelle dieser fließenden Übergänge festere Grenzen etabliert. Dabei wurden linksrheinisch die kulturellen Entwicklungsunterschiede zwischen der Gegend am Mittelrhein und dem Niederrhein nivelliert, während ein neues Kulturgefälle zwischen links- und rechtsrheinischen Gebieten geschaffen wurde. Caesar hatte seinen Feldzug in Gallien 58 v. Chr. hauptsächlich aus innenpolitischen Gründen begonnen, um sein Ansehen in den inneren Kämpfen des spätrepublikanischen Rom zu festigen. Das gelang ihm zwar. Ruhe stellte sich in den eroberten Gebieten freilich lange Zeit nicht ein. Caesars Kriegführung war an diesem Dilemma alles andere als unschuldig. Die Eburonen etwa ließ er nach eigener Aussage fast völlig ausrotten. Vom rechtsrheinischen Gebiet strömten daraufhin andere Stämme in das linksrheinisch geschaffene Vakuum, die wiederum «befriedet» werden mussten.

Der Fluss bot sich als natürliche Barriere an, um die Eroberungen zu sichern. Es dauerte allerdings noch einige Zeit, bis sich diese Einsicht bei den Römern endgültig durchsetzte. Nach Caesars ersten Siegen in Gallien kam es zu zahlreichen Aufständen. Die Rebellen wurden dabei von rechtsrheinischen Stämmen unterstützt. Schon Caesar selbst unternahm deshalb mit seinen Truppen zwei «Strafexpeditionen» über den Fluss. Auch die Feldherren seiner Nachfolger taten das wiederholt. Aus den «Strafexpeditionen» wurde um die Zeitenwende sogar ein fast dreißig Jahre andauernder Eroberungskrieg, gespeist vor allem vom persönlichen Ehrgeiz der römischen Heerführer. Deren Versuche, die Grenze ihres Reiches von Stützpunkten an der Lippe bis an die Elbe vorzuschieben, erhielten aber mit der Vernichtung von drei Legionen unter Varus in Ostwestfalen

9 n. Chr. einen empfindlichen Dämpfer und wurden wenige Jahre später schließlich ganz eingestellt.

Links des Rheins beschränkte sich die Herrschaft der Römer zunächst weitgehend auf die Erhebung von Abgaben und darauf, Streitigkeiten zwischen den dort ansässigen Stämmen zu unterdrücken. Die Aufrechterhaltung dieses «römischen Friedens» (*pax romana*) übernahmen, neben der Sicherung der Flussgrenze, die in befestigten Militärlagern stationierten Legionen. Zwischen Nimwegen im Norden und Mainz im Süden gab es von diesen Lagern auf dem Gebiet des heutigen Nordrhein-Westfalen vier: Xanten, Neuß, Köln und Bonn. Weitere kurzfristig bestehende Legionslager an der Lippe, von denen das wichtigste Haltern war, wurden nach der gescheiterten Eroberung des rechtsrheinischen Gebiets aufgegeben. Auf Dauer bestanden dagegen linksrheinisch auch noch Kastelle für einheimische Hilfstruppen, so zum Beispiel in Kalkar, Krefeld-Gellee und Dormagen.

Neben diesen Militärlagern entwickelten sich seit der Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. die ersten Städte. Parallel dazu setzte eine grundlegende kulturelle Romanisierung des linken Rheinufer ein. Sie wurde mit angestoßen durch Einwanderer aus dem Mittelmeerraum und die Niederlassung römischer Militärveteranen. Im Fall von *Colonia Claudia Ara Agrippinensium* (Köln) entwickelte die Stadt sich aus einem schon vorher bestehenden *oppidum*. Das römische Köln war allerdings wesentlich größer als dieses: Es zählte immerhin zwischen 20 000 und 40 000 Einwohner. Vor allem aber waren die romanisierten Städte am Rhein anders als die früheren *oppida* größtenteils aus Stein gebaut. In ihnen gab es steinerne Tempel, Theater, Stadtmauern und öffentliche Badeanlagen, die Thermen.

Um die Menschen in den Städten mit Nahrung zu versorgen, wurde die landwirtschaftliche Anbaufläche im Linksrheinischen während der Römerzeit durch die Rodung von Waldgebieten beträchtlich erweitert. Vielerorts entstanden große Landgüter (*villae rusticae*). Auch deren Haupt- und Wohnhäuser waren aus Stein errichtet. Wie die Bewohner der Städte wurden auch die der Landgüter durch Leitungen mit frischem Wasser ver-

sorgt, und zumindest die Oberschicht verfügte über eigene Bäder. Neben verschiedenen Getreidesorten produzierte man viele Arten von Obst und Gemüse und züchtete Rinder, Schweine, Schafe und Pferde. Wein, Olivenöl und Fischsoße wurden aus dem Mittelmeerraum importiert. Die befestigten Straßen, die das ganze riesige Römische Reich umspannten, ermöglichten einen umfangreichen Handel. Selbst Carraramarmor wurde eingeführt, wenn man Böden und verputzte Wände der Häuser nicht mit Farben oder Mosaiken aus einheimischer Produktion verzierte.

Ganz anders sahen die Niederlassungen rechts des Rheins aus. Häuser wurden hier wie seit viereinhalb Jahrtausenden weiter aus Holz gebaut. Auch ihre Ausstattung hatte sich seitdem kaum verändert. Die Wände waren mit Lehm verschmiert. Die Häuser standen einzeln oder in kleineren Gruppen; größere Siedlungen gab es nicht. Die Menschen lebten von der Viehzucht, der Jagd und dem, was das eigene Land an Getreide hergab. Die meisten waren für die Versorgung mit Gütern des täglichen Bedarfs auf das angewiesen, was sie selbst produzieren konnten, also Selbstversorger. Der Kontrast zu der in hohem Maße arbeitsteilig organisierten Wirtschaft und Gesellschaft im romanisierten linksrheinischen Gebiet, wo zumindest die zahlreiche Stadtbevölkerung sich auf Märkten versorgte, war immens.

Der Rhein erscheint so während der Römerzeit als eine Barriere, die zwei grundverschiedene Welten voneinander trennte. Die Römer versuchten diese Barriere noch zu verbreitern, indem sie germanische Siedlungen am rechten Rheinufer immer wieder systematisch zerstörten. Doch über den Grenzstreifen aus Wasser und verbrannter Erde hinweg gab es auch Begegnungen, ja enge Kontakte zwischen beiden Seiten. Schriftquellen und archäologische Funde belegen einen intensiven Handelsaustausch. So fanden etwa Glas und hochwertige Keramik aus städtischen Werkstätten im romanisierten linksrheinischen Gebiet, Eisen- und Kupferprodukte aus Abbaustätten im Norden der Eifel und Mühlsteine aus rheinischer Basaltlava rechts des Flusses reichenden Absatz. Die dort ansässigen Germanen tauschten da-

gegen Tierhäute und wohl auch lebendes Vieh und Getreide, in kleineren Mengen vielleicht auch Bernstein und Frauenhaar.

Die Rheingrenze wurde so zur Drehscheibe eines schwunghaften Handels, der Auswirkungen weit über die Region hinaus hatte. Produkte aus Kölner Werkstätten gelangten bis nach Skandinavien, während zum Beispiel Bernstein aus dem Ostseeraum über die Rheingrenze den Weg ans Mittelmeer fand. In der Spätantike wurden diese Kontakte durch Brücken über den Rhein noch weiter erleichtert. Die Brücke, die seit Beginn des 4. Jahrhunderts das linksrheinische Köln mit dem auf dem anderen Ufer gegründeten römischen Kastell in Deutz verband, war zwar eigentlich als Ausgangspunkt militärischer Vergeltungsaktionen für germanische Einfälle über den Fluss gebaut worden. Meist diente sie allerdings dem friedlichen Zweck des Handelsaustauschs.

Auch in kultureller Hinsicht gab es Kontakte und wechselseitige Austauschbeziehungen. Das lässt sich besonders für den Bereich der Religion zumindest auf dem linken Rheinufer feststellen; für das rechtsrheinische Gebiet lassen sich ähnliche Entwicklungen nur vermuten. Im romanisierten Rheinland verschmolzen einheimische und römische Götterbilder miteinander. Die altansässige Bevölkerung gewöhnte sich an die Verehrung der römischen Götter Jupiter, Juno und Minerva sowie an den Kaiserkult. Gleichzeitig blühten in dem von den Römern beherrschten Gebiet die keltisch-germanischen Fruchtbarkeitskulte um Muttergottheiten. Die wechselseitige Akzeptanz und Mischung religiöser Praktiken machte die Gesellschaft des römischen Rheinlands so zu einer im wahrsten Sinn des Wortes multikulturellen.

Mischung fand schließlich auch noch in anderer Hinsicht statt, nämlich durch die Siedlungspolitik der Römer. Nach der Vernichtung der Eburonen wurden verschiedene rechtsrheinische Germanenstämme zwangsweise auf der linken Seite des Rheins angesiedelt. Als es nach einer langen Phase der Ruhe und des wirtschaftlichen Aufschwungs während des 2. Jahrhunderts n. Chr. Mitte des 3. Jahrhunderts zu Überfällen vom rechten auf das linke Flussufer kam, stellten die Römer den Frieden wieder

her, indem sie die Eindringlinge ebenfalls im linksrheinischen Gebiet ansiedelten. Germanen konnten seitdem verstärkt im römischen Heer Karriere machen. Bald waren es überwiegend germanische Heerführer, die das Reich am Rhein verteidigten.

Im 4. Jahrhundert wurden jedoch erstmals Germanen nicht mehr in die romanisierte Gesellschaft links des Rheins integriert. Stattdessen siedelten sie sich als geschlossene Stammesverbände dort an. Das geschah zunächst noch mit Zustimmung des Römischen Reiches. Dieses Arrangement überforderte aber offenbar die Kooperationsbereitschaft beider Seiten: Die eingewanderten Germanen akzeptierten die Oberhoheit Roms auf Dauer nicht, und die römische Herrschaft brach damit nördlich von Xanten zusammen. Im Verlauf der nächsten Jahrzehnte löste sie sich auch weiter südlich Stück für Stück auf. Sie endete unwiderruflich Mitte des 5. Jahrhunderts mit der germanischen Eroberung Kölns.

3. Franken und Sachsen

Der germanische Stammesverband, der die römische Herrschaft links des Rheins beendete, wird in den antiken Quellen als Franken bezeichnet. So hießen auch schon die zuvor dort angesiedelten Germanen. Vielleicht war das Ende der Römerzeit am Rhein deshalb auch weniger dramatisch, als es auf den ersten Blick den Eindruck macht. Möglicherweise schüttelten die Franken um das Jahr 450 nur die Oberhoheit des ohnehin zerfallenden Römischen Reiches ab. Wie auch immer: Die ehemalige römische Provinz *Germania inferior* wurde im späten 5. Jahrhundert plötzlich *Francia rinensis* genannt – das rheinische Franken. Damit begann eine neue Ära in der Region.

Eigentlich war die Errichtung der fränkischen Herrschaft anstelle der römischen zwar nur der Endpunkt eines gleitenden Übergangs, der bereits im 3. oder 4. Jahrhundert eingesetzt hatte. Mit ausgelöst durch den Einbruch von Reiternomaden aus Asien waren Stämme aus Ost- und Mitteleuropa in Bewegung geraten und hatten die Grenzen des Römischen Reiches bedrängt. Es ist zudem etwas unklar, ob es sich dabei um eine